Bezugs-Preis

In der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.

Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.

Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.

Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.

Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 560. **Dienstag** den 2. November 1897. **91. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* Leipzig, 2. November.

Den Gegnern der Reform des **Militairstrafverfahrens** ist vortreffliche Gelegenheit geboten, sich zu überzeugen, daß sie sich politisch auf falschem Wege befinden. Wir haben gestern festgestellt, daß die Nachricht über die Förderung dieser Angelegenheit allgemein einen starken Eindruck hervorgebracht habe, und das ist zutreffend. Wenn aber da und dort behauptet wird, der Eindruck sei allgemein ein guter gewesen, so beruht diese Ansicht auf unrichtiger Beobachtung. Ganz im Gegentheil wußten und wissen die demokratischen und freisinnigen Blätter ihr Unbehagen über die beruhigende Versicherung des officiösen Telegraphen nicht zu verbergen. Die unangenehme Ueberraschung des Herrn Eugen Richter verdient geradezu den Namen Bestürzung. Er brauchte eine Spalte seiner Zeitung, bis er zu dem Troste gelangte, wenn auch an der Kuppe der Militairstrafproceßordnung das Reichsschiff nicht wieder festfahren sollte, so sei die Vorlegung dieses Entwurfes doch nicht die einzige Verpflichtung, welche Fürst Hohenlohe persönlich dem Reichstage gegenüber eingegangen sei: „Die andere Verpflichtung betrifft die Aufhebung des Coalitionsverbotes für politische Vereine. Daß Fürst Hohenlohe in dieser Richtung bedacht ist, seine Zusage zu verwirklichen, ist nirgends wahrzunehmen.“ Man sieht: die Ankündigung wegen der Militairstrafproceßordnung ist von dem Herzapostel in der Volkspartei als eine so empfindliche Minderung seines Agitationsmaterials empfunden worden, daß er schleunigst Inventur aufnahm, um zu sehen, was sonst noch Brauchbares vorhanden sei. Wie die Sorge des Herrn Richter entstanden ist, braucht unseren Lesern nicht weiter auseinandergesetzt zu werden. Es verlohnt sich aber, die Erklärung bei einem weit rechts stehenden Blatte zu suchen, das auch in Officierkreisen starke Verbreitung findet. Die Berl. „Neuest. Nachr.“ schreiben: „Die Ansicht, daß die so lange ersehnte Reform (des Militairstrafverfahrens) nochmals hinausgeschoben werden würde, hat nicht nur Denjenigem, welche bei einem Conflict im Trüben zu fischen hoffen, eine vortreffliche Handhabe geboten, sondern sie hat auch in jenen besonnenen Kreisen, welche ohne alle Hintergedanken eine ruhige Weiterentwickelung der öffentlichen Dinge erstreben, ein solches Maß von Verstimmung und Verärgerung hervorgerufen, daß es kräftiger Impulse und eines energischen guten Willens bedürfen wird, um darin wieder Wandel zu schaffen.“ Die Vorlegung einer Militair-Strafproceßordnung, wie sie dem General Bronsart von Schellendorf und dem Fürsten Hohenlohe vorschwebt, wäre ohne Zweifel eine wohlthätige Bethätigung eines guten Willens, und das Ausbleiben eines vernünftigen Anforderungen genügenden Entwurfes, jetzt nach abermals erfolgter Ankündigung, käme der Entdeckung eines Goldlandes für die revolutionairen, radicalen und particularistischen Politiker gleich. Von der verschiedenen Wirkung der halbamtlichen Freitags-Depesche auf die nationalen und die andern Elemente sollte man überall lernen. Dieser Wunsch scheint leider nicht verspätet. Es mehren sich die Stimmen, die bezweifeln, ob man in der brennendsten Angelegenheit des Tages „über den Berg“ sei. Ein nationalliberales Blatt meint, der Wille, eine Wendung zum Guten herbeizuführen, sei gewiß vorhanden, aber es frage sich, ob die Kraft der in diesem verfänglichen Sinne wirkenden Factoren ausreichen werde, das gesteckte Ziel zu erreichen. „Die Gegner sind die Alten geblieben und sie werden ebensowenig unthätig sein.“ Wir fürchten, daß damit die Lage nicht unzutreffend geschildert ist. Außer dem Fürsten Hohenlohe hat Herr Dr von Miquel in der vergangenen Woche große Anstrengungen im Sinne einer günstigen Lösung der Frage der Proceßordnung gemacht; trotzdem ist es nicht gewiß, daß es ohne die notorischen Schwierigkeiten, die sich einer Neubesetzung des Reichskanzlerpostens entgegenstellen, zu der halbamtlichen Ankündigung gekommen wäre. „Zwischen Lipp' und Reichsrand“ schwebt bekanntlich selbst für den Trinklustigen Manches, was den Trunk stören kann; um so weniger ist in dem vorliegenden Falle allzu starke Zuversicht am Platze. Wir hoffen aber doch, daß die in Betracht kommenden Stellen über Zweierlei sich klar sind: erstens darüber, daß die Nichterfüllung der Zusage des Fürsten Hohenlohe die ohnedies nicht rosigen Aussichten für die Reichstagswahlen verschlechtern müßte; zweitens, daß, je länger die Reform des Militairstrafverfahrens sich hinzieht, desto weiter die maßvollen Forderungen von den radicalen in den Hintergrund gedrängt werden. Und diese Entwickelung kann nur für wirklich Conflictslüsterne etwas Verlockendes haben.

Wieder einmal ist die Einführung einer **Wehrsteuer** in Vorschlag gebracht und zwar durch eine Eingabe des Verbandes deutscher Kriegsveteranen an den Reichstag. Ihr Ertrag soll dazu dienen, den Kriegsinvaliden und den Wittwen der Gefallenen einen auskömmlichen Unterhalt zu sichern. Für eine Wehrsteuer an sich spricht Manches und noch mehr für den Zweck, der in der Eingabe der Veteranen angeführt wird. Die Wehrsteuer besteht überdies gegenwärtig bereits in der Schweiz, in Oesterreich, in Frankreich, in Portugal und in Serbien. In Deutschland hat sie kurze Zeit in Württemberg und in Bayern bestanden. In Württemberg hatte jeder Kriegsdienstpflichtige, der wegen Untauglichkeit vom Waffendienste befreit und der Ersatzreserve überwiesen wurde, eine Abgabe von 20 Gulden zu entrichten. In Bayern war es eine nach dem Einkommen abgestufte Steuer, welche für die Dauer der gesetzlichen Dienstpflicht bezahlt wurde und bei einem Einkommen von höchstens 200 Gulden 3, bei einem Einkommen von 1200 bis 1600 Gulden 60 und bei einem Einkommen von mehr als 1600 Gulden 100 Gulden betrug. Der Ertrag war bestimmt für Capitulationsvergütungen in der activen Armee und der Gendarmerie. Im Jahre 1880 ging dem deutschen Reichstag zum ersten Male eine Wehrsteuervorlage zu, die, da sie unerledigt blieb, in der folgenden Session aufs Neue eingebracht, aber in zweiter Lesung bereits am 7. Mai desselben Jahres abgelehnt wurde. Alle zum Militairdienste nicht herangezogenen Wehrpflichtigen oder ihre Eltern sollten längstens 12 Jahre eine feste Jahressteuer entrichten mit einem nach dem Einkommen fortschreitenden Zuschlage. Ausgenommen waren die durch geistige oder körperliche Gebrechen Erwerbsunfähigen. Die Begründung des Gesetzentwurfs wies hin auf die ungemein große Zahl der durchs Loos oder wegen eines geringen körperlichen Fehlers vom Militairdienste befreiten Personen, sowie auf die Billigkeit eines Ausgleichs für die den dienenden entstehenden wirthschaftlichen Nachtheile durch eine entsprechende Steuer. Die Ablehnung des Reichstags stützte sich vorwiegend auf zwei Bedenken: auf das ideale, daß es für die allgemeine Wehrpflicht einen Ausgleich nicht gebe, und auf das reale, daß ein solches Gesetz schwer abzugrenzen und finanziell nicht wirksam genug sei, um die Einwände dagegen aufzuwiegen. Besonders wirksam aber war der Einwand, daß in überaus zahlreichen Fällen nicht gerade geistige oder körperliche Gebrechlichkeit vorliege, wohl aber irgend ein die Erwerbsfähigkeit einschränkender Mangel, der den Betreffenden zeitlebens in Nachtheil gegenüber dem Dienstfähigen setze und den man daher um so weniger noch mit einer Steuer belegen dürfe, je größere wirthschaftliche Bevorzugungen der Dienst vielen Dienenden in Form von offen gehaltenen Civilstellungen bringe, ganz abgesehen von der bürgerlichen Bevorzugung, deren der „Gediente“ sich sonst erfreue. Vielleicht liegt jetzt statistisches Material vor, das eine gründlichere Abwägung der für und wider die Einführung einer Wehrsteuer sprechenden Gründe ermöglicht. Jedenfalls ist die im Jahre 1880 erfolgte Ablehnung kein hinreichender Grund, eine nochmalige Prüfung der Frage kurzer Hand abzulehnen, und jedenfalls muß für die in Noth sich befindenden Kriegsinvaliden und für die Wittwen der Gefallenen Alles gethan werden, was gethan werden kann. Und daß auch der Reichstag bereitwillig der Kriegsinvaliden gedenkt, hat sich in der letzten Session gezeigt, wo aus der Mitte der nationalliberalen Fraction auf die noch sehr verbesserungsbedürftige Lage der Kriegsinvaliden hingewiesen und dann auf Befürwortung der Petitionscommission und Beschluß des Reichstags schließlich in einem Nachtragsetat die Summe von 1,8 Mill. Mark auf 2,4 Mill. Mark aus den dafür zur Verfügung stehenden Erträgen des Reichsinvalidenfonds erhöht wurde, um sämmtlichen damals nachgewiesenen 23 000 hilfsbedürftigen und erwerbsunfähigen Veteranen den Ehrensold von 120 Mark gewähren zu können. Haben die bisherigen Mittel nicht gereicht, um die gerechtfertigten Wünsche der bedürftigen Kriegsinvaliden und Wittwen zu befriedigen, dann müssen eben weitere Mittel beschafft werden, und die Finanzverhältnisse des Reiches und der Einzelstaaten sind zur Zeit glücklicherweise so, daß sie nöthigenfalls für diesen Zweck noch mehr als bisher in Anspruch genommen werden können.

Abermals sind die **Franzosen** in der Socialpolitik den andern europäischen Culturstaaten, welche dem deutschen Beispiel der Arbeiterfürsorge folgten, mühsam nachgehinkt. Die Kammer hat am Donnerstag den Gesetzentwurf, betreffend die öffentliche Unfallversicherung, die schon seit zehn Jahren auf der Tagesordnung ist, in einer Fassung, die der Regierung genehm ist, bewilligt. Man merkt daran die Nähe der Wahlen. Die Abgeordneten sagten sich: „Wir dürfen doch nicht mit ganz leeren Händen zu unseren Wählern zurückkehren; in den 4 Jahren unserer Mandatsdauer haben wir bis jetzt nur die Börsenbarone mit der Erneuerung des Bankprivilegiums und die Zuckerbarone mit Zuckerprämien beschenkt. Es ist höchste Zeit, daß wir auch für die Arbeiter etwas thun, wenn diese uns nicht mit faulen Aepfeln werfen sollen.“ Aus dieser triftigen Erwägung entstand zum 5. oder 6. Mal die Berathung der Unfallversicherung. Vom Senat war seit längerer Zeit schon der Gesetzentwurf zurückgehalten, allerdings arg verunstaltet. Die Senatoren hatten sich gesagt, daß es für die Industriellen sehr unbequem wäre, wenn sie zur Versicherung ihrer Arbeiter gezwungen würden, denn die Senatoren, deren Wahl hauptsächlich vom Besitzstand abhängt, haben mehr Herz für den Arbeitgeber, als für den Arbeitnehmer. Sie leugneten von vornherein sogar den Grundsatz des „risque professionnel“, d. h., daß aus der Entwicklung der modernen Industrie nothwendigerweise Gefahren für den Arbeiter und Verpflichtungen für den Fabrikbesitzer erwachsen. In der Form, wie der Gesetzesentwurf vom Senat zurückkam, bedeutet er kaum einen merklichen Fortschritt gegen das alte, allerwärts verdammte System der individuellen Haftpflicht. Die Kammer wollte im ersten Zorn das ursprüngliche, mehr nach deutschem Muster verfaßte Projekt wieder herstellen. Indessen sagte sie sich, daß in diesem Falle überhaupt keine Verständigung mit dem Senat und somit auch kein Zustandekommen des Gesetzes möglich wäre. Sie folgte daher dem Rathe der Regierung und verzichtete auf die Zwangsversicherung, an der die Senatoren hauptsächlich Anstoß nahmen. In dieser Form hießen sie das Gesetz beinahe einstimmig gut. Sehr bemerkenswerth ist, daß selbst die Socialdemokraten dafür stimmten. Sie wollten sich jedenfalls vor dem Vorwurf der Obstruction decken für den Fall, daß das Gesetz dennoch scheitern sollte. Dies ist ja noch immer möglich, wenn nicht wahrscheinlich, da die Vorlage noch einmal an den Senat zurückgehen muß. Wie dem auch sei, in der Hauptsache ist die öffentliche Unfallversicherung doch schon als verunglückt zu betrachten, denn es versteht sich, daß eine Versicherung, die in das Belieben der Arbeitgeber gestellt ist, nicht als durchgreifende Besserung gelten kann. Wenn die französischen Arbeiter sich mit dem parlamentarischen Gerede abspeisen lassen, so ist das ihre Sache. Glücklicher Weise sind unsere deutschen Arbeiter in der Lage, daß ihnen etwas Besseres geboten wird. Sogenannte Demokratie und Volkswohl sind eben keineswegs gleichbedeutend. Die wahre, werkthätige Fürsorge für das Volk geht, wie man an dem vorliegenden Beispiel wieder einmal sieht, in unseren Tagen von der Monarchie aus.

Nicht minder scharf als in Westafrika scheinen **England und Frankreich** im **Nilbecken** aneinander gerathen zu wollen. Bekanntlich sah sich der Unterstaatssecretair der damaligen liberalen Regierung, Sir Edward Grey, vor mehr als zwei Jahren veranlaßt, gegen die von der Westküste nach den Nilquellen entsandte französische Expedition einen formellen Protest einzulegen und dieselbe im Unterhause als „eine unfreundliche Handlung“ gegen England zu bezeichnen. Diese Kundgebung der englischen Regierung war in sofern von besonderem Belang, als sie mit vollster Zustimmung der damaligen Oppositions-Partei erfolgte. Die jetzige Regierung ist also gebunden, denselben Standpunct einzunehmen. Ungeachtet dessen ist aber mittlerweile der vorerwähnten französischen Expedition eine zweite gefolgt, die gegenwärtig im Begriff steht, sich in Faschoda, dreihundert englische Meilen südlich von Khartum, mit der ersten zu vereinigen. Von englischer Seite soll der Oberst Colville mit einem fliegenden Corps aus Uganda abgerückt sein, um die Vereinigung der beiden französischen Expeditionen zu verhindern. Das englische Corps steht daher in Gefahr, es mit beiden französischen Expeditionen aufnehmen zu müssen, wozu seine Streitkräfte kaum ausreichen würden. Die conservative Abendzeitung „Globe“ bemerkt hierzu:

„Sollte dies zum Kampf zwischen Engländern und Franzosen am oberen Nil führen, so würde dies von England ohne Weiteres als ein casus belli betrachtet werden. Wir kennen uns in diesem Falle mit Frankreich im Kriege befinden, ehe noch eine Kriegserklärung erfolgt wäre. M. Hanotaux sollte sich der Warnung entsinnen, welche ihm Sir E. Grey vor zwei Jahren ertheilte. In Betreff dieser Expeditionen läßt sich weder verhandeln noch ein Abkommen treffen. England hat in aller Form erklärt, daß das

---

Feuilleton.

Der Page.

5] Roman von A. Heyl.

Nachdruck verboten.

„Schon halb zehn“, rief sie mit gut gespieltem Erschrecken. „Da darf ich keinen Augenblick länger säumen. Meine Mutter wird mich mit Ungeduld erwarten, und ich kann mich auf eine derbe Strafpredigt gefaßt machen.“

„Es wird so schlimm nicht werden“, tröstete Lieschen, „in fünf Minuten sind Sie zu Hause.“

„Könnte schon sein, liebes Herz, wenn ich nicht einen Umweg machen müßte. Die Kräuterfee hat meiner Mutter gerathen, sie soll bei zunehmendem Mondlicht am Capellenbrünnlein Wasser schöpfen lassen, um ihre kranken Augen damit zu waschen. Wenn ich das Wasser nicht bringe, bekomme ich kein gutes Gesicht mehr.“

„Füllen Sie den Krug am Mühlbach, die Wirkung ist dieselbe“, sagte eine rauhe Baßstimme im Hintergrunde des Zimmers. Der Doctor war unbemerkt eingetreten und Zeuge der letzten Worte gewesen.

„Mag sein, daß dem so ist“, gab Clotilde gutmüthig zu, „ich kann mich aber nicht entschließen, meine Mutter hinter's Licht zu führen.“

„Und da wollen Sie wirklich um diese Stunde den Hügel ersteigen, um das Wasser an der vorgeschriebenen Stelle zu schöpfen?“ fragte er immer noch zweifelnd.

Sie versicherte, daß sie es thun würde. Doctor Franz schnitt eine komische Grimasse: „Wenn es denn sein muß, machen wir uns auf den Weg.“ Er nahm Hut und Stock, reichte dem Müller die Hand zum Abschied, nickte Lieschen und der Base zu und ging dann nach der Thüre.

Clotilde, welche seine Absicht errieth, versuchte ihn davon abzubringen.

„Sie werden mich doch nicht begleiten wollen, Doctor Franz. Wenn Sie Anwandlung von Galanterie verspüren, dann verschieben Sie solche auf eine für Sie gelegenere Zeit. Sie sind müde und abgespannt, bedürfen der Ruhe und sollen diese um meinetwillen nicht entbehren. Ich habe den Weg schon oft allein gemacht, 's ist mir nie etwas zugestoßen, und ich werde auch heute gewiß mit heiler Haut zu Hause ankommen.“

„Wer weiß“, entgegnete der Doctor. „Gerade heute könnte Ihre Verwegenheit gestraft werden. Am Waldessaume auf der Gemeindewiese lagert eine Gauklerbande, und ich möchte nicht darauf schwören, daß die Mitglieder nicht nächtliche Excursionen machen. Dergleichen Begegnungen sind zu keiner Zeit wünschenswerth — zu dieser Stunde aber fast gefährlich und kurz und gut, ich lasse Sie nicht allein gehen.“

„Das soll Fräulein Clotilde auch nicht“, mischte sich die Base ein. „Ich gebe ihr unsere Hausmagd, die Grete, mit und bitte den Herrn Doctor, noch einmal an das Krankenbett zu kommen. Ich war eben einen Augenblick unten, mir ist bang geworden um meinen Hans, meinen armen Jungen; er liegt im Fieber und redet irr, ich werde nicht recht klug aus dem, was ihn quält, er spricht zu undeutlich, nur das fällt mir auf, er verlangt immer nach Melonen.“

Lieschen erbleichte, der Doctor bemerkte es, sie blickte hilfeflehend zu ihm empor, über seine Züge zuckte ein rasches Verstehen. Er legte die Hand auf den lockigen Scheitel des Mädchens und flüsterte ihr zu: „Nur ruhiges Blut! Hat Alles nichts zu sagen. Ich gehe schon zu ihm — ich gehe —“

Clotilde Heldenberg schritt unterdessen, von Grete geleitet, durch den Küchengarten, zur Hinterpforte hinaus, passirte den Steg, der über den Mühlbach zur Waldwiese führte, und schlug den Weg zum Hügel ein. Zwischen der Wiese und dem schäumenden Bach zog sich ein schmaler Pfad bis zum Fuße der Anhöhe. Eine Reihe steinerner Staffeln, uralt und ausgetreten, wurde vorsichtig erklommen, und so langten die Beiden glücklich am Ziele an. Die Capelle stand auf einem felsigen Vorsprung und war aus weiter Ferne sichtbar; zwischen dem morschen Mauerwerk rieselte das Wunderbrünnlein hervor und floß, in eine steinerne Rinne gefaßt, dem Bache zu, in den es sich unweit der Mühle ergoß. Es war eine schöne mondhelle Nacht. Vom Westwind gefächelt, rauschten leise die Wipfel der Bäume, wiegten sich Blumen und Gräser, der gestirnte Himmel spiegelte sich in den Wellen. Die Häuser im Dorfe schimmerten weiß und märchenhaft, vom Mondlicht umflossen; still war es in den Gassen, nur der Ruf des Nachtwächters erinnerte daran, daß da die Heimstätte friedlicher Landleute war. Unmittelbar und deutlicher trat der großartige Bau von Schloß Adlershof mit seinen reichverzierten Fassaden, mit seinen Erkern und Thürmchen, mit seinen hellerleuchteten Fensterreihen in dem nächtlichen Landschaftsbilde hervor. Clotilde blieb eine Weile stehen und blickte aufmerksam hinüber. Sie war im Schlosse bekannt, sie wußte genau, wo die Zimmer des Herrn von Monhardt lagen. Dieselben waren mit dichten Gardinen verhängt, man konnte nicht entdecken, nicht einmal errathen, was sich hinter dieser Verhüllung abspielte. In den angrenzenden lichten Räumen huschten Gestalten hin und her, doch waren sie zum Bedauern der Dame aus so weiter Entfernung nicht zu erkennen. Sie wurde durch lautes Rufen in ihrer Beobachtung gestört und sah, als sie sich umwandte, eine lange Gestalt mit Riesenschritten dem Wiesenpfad entlang eilen. Beim Näherkommen erkannte sie den Doctor Franz.

„Warten Sie auf mich, Fräulein“, rief er in befehlendem Tone. „Sie können den Weg zum Dorfe nicht allein zurücklegen, das wäre verwegen.“

„Das bin ich nun einmal“, rief sie belustigt hinunter. „Grete und ich nehmen es mit allen Räubern und Gespenstern auf, die uns begegnen sollten.“

„Sie sind unvernünftig“, schallte es herauf.

„Auch das gebe ich zu“, lachte sie, dem Verdrießlichen eine komische Verbeugung machend. Dieser hatte die steinerne Treppe erstiegen und kam keuchend auf das Fräulein zu. „Sie sind ein extravagantes Frauenzimmer“, schalt er. „Ich — ich — Ihre Frau Mutter wollte ich sagen, ängstigt sich zu Hause —“

„Woher wissen Sie das?“ fragte sie spöttisch.

„Was thun Sie eigentlich so lange hier oben?“ fragte er dagegen.

„Geht Sie das etwas an, Doctor? Ich werde wohl das Recht haben, Natur zu kneipen, wenn es mir beliebt.“

„Am Tage und an sicherer Stelle gewiß, mein Fräulein, aber Nachts, an so unsicherer Stelle möchte ich Einspruch erheben. Geben Sie mir das Krüglein, ich will das Wunderwasser schöpfen, und dann machen wir uns auf den Heimweg.“

Grete, die aufmerksam zugehört hatte, wartete Clotilden's Entscheidung nicht ab, sie reichte dem Doctor hastig das Krüglein, welches sie bisher krampfhaft in ihren vor Angst zitternden Händen gehalten, und sagte halblaut: „Hier ist der Krug, Herr Doctor. Sie haben Recht, hier oben ist es nicht geheuer, und da Sie nun bei dem Fräulein bleiben und sie beschützen, so kann ich mich rasch auf den Heimweg machen — denn — denn, ich habe seither eine wahre Todesangst ausgestanden. Der Schlag würde mich treffen, wenn ich ihn sehen müßte.“

Clotilde vernahm diese Rede voll Verwunderung: „Ihn sehen — wen denn, Grete?“

„Wen anders als den Seelenverkäufer, Fräulein — o ich — ich zittere an allen Gliedern —“

„Er wird Ihnen nicht erscheinen, Grete, denn er liegt heute zu Bett und leidet an Herzkrämpfen“, beruhigte der Doctor. Grete schüttelte ungläubig den Kopf, während sie entgegnete: „Der legt sich jeden Abend zu Bett und fährt doch um Mitternacht in einer feurigen Kutsche auf der Waldwiese herum, wie schon verschiedene Leute gesehen haben. Glauben Sie das nicht, Herr Doctor?“

Dieser meinte mit kurzem, rauhem Lachen: „Das ist gar nicht so wunderbar, als es klingt. In einer Kutsche habe ich ihn schon oft fahren sehen und wenn auch diese nicht feurig war, so waren es doch die Pferde vor derselben. Daß sich aber Monhardt für mitternächtliche Ausflüge eine besondere Equipage hält, davon ist mir nichts bekannt.“

Grete begriff den Sinn der Erwiderung nicht. Von Furcht getrieben, eilte sie mit knappem Gruße der Mühle zu. Clotilde war nun mit dem Doctor allein, sie fühlte sofort das Peinliche ihrer Situation und konnte sich nicht enthalten, ihrem Aerger in Worten Luft zu machen: „Die alberne Person“, rief sie entrüstet, „nun rennt sie davon und bringt mich in die größte Verlegenheit. Sie hätten auch etwas Gescheiteres thun können, als mir nachzulaufen, Doctor. Wenn uns Jemand sieht, kommen wir ins Gerede. Seien Sie so gut und verlassen Sie mich.“

„Um keinen Preis, Fräulein Clotilde. Ich bleibe selbst auf die Gefahr hin, daß wir ins Gerede kommen. — Uebrigens traut Ihnen Niemand so schlechten Geschmack zu und glaubt, Sie könnten mich alten, häßlichen Gesellen hier mit einem Rendezvous beglücken. Diese Annahme ist von vornherein ausgeschlossen. Ebensowenig traut man mir die Selbstüberhebung zu, welche dazu gehören würde, wenn ich

SLUB
Wir führen Wissen.